Jörg Böckem

„Danach war
alles anders“

Suchtgeschichten

Jörg Böckem

»Danach war alles anders«

Buch

Jörg Böckem führte viele Jahre ein Doppelleben zwischen Journalismus und Heroinsucht. Sein Buch „Lass mich die Nacht überleben“ wurde zum Bestseller. In seinem zweiten Buch schildert er unterschiedliche Wege in die Sucht - Erfahrungen, Ängste und Hoffnungen - und manchmal auch wieder heraus. Geschichten und Schicksale anderer Menschen, die von Ausgrenzung und Selbstzerstörung erzählen, von Alkoholismus, Essstörung und Drogensucht. Den Betroffenen ist es oft nur schwer möglich, sich mit der Krankheit offen auseinanderzusetzen. So lässt Böckem im letzten Kapitel einen Wissenschaftler und Therapeuten zu Wort kommen, der für eine wertfreie Betrachtung von Droge und Rausch plädiert.

Autor

Jörg Böckem, geboren 1966, ist freier Journalist und lebt in Hamburg. Er schreibt für „DER SPIEGEL“ und „Die Zeit“. Die Geschichte seiner doppelten Karriere als erfolgreicher Journalist und Junkie erzählt er in seinem Buch „Lass mich die Nacht überleben“. Seit September 2001 führt der Autor ein Leben ohne Sucht. 2009 ist sein Buch „Freitags Gift - Tagebuch einer Therapie“ erschienen. Darin beschreibt er die von starken Nebenwirkungen begleitete Behandlung seiner Hepatitis C Infektion.

Jörg Böckem

»Danach war alles anders«

Suchtgeschichten

Mit einem Nachwort von
und einem Interview mit
Dr. Henrik Jungaberle

Impressum

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Danach war alles anders
Jörg Böckem
published by: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de
Copyright: © 2011 Jörg Böckem
ISBN: 978-3-8442-2162-6

Copyright © der Originalausgabe 2006
by Deutsche Verlags-Anstalt, München
Umschlaggestaltung: Berndt & Fischer, Berlin
Foto: Archiv Berndt & Fischer, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Satz und Layout: Detlef Tapper, Erkelenz

Für Thomas, Peter, Andre und Henri

»Aufrichtigkeit ist wahrscheinlich die verwegenste Form der Tapferkeit.«

William Somerset Maugham

Vorwort

Der erste Brief kam, bevor mein Buch überhaupt erschienen war. Andrea N. schrieb mir im Dezember 2003, als ich gerade an den letzten Kapiteln von »Lass mich die Nacht überleben - Mein Leben als Journalist und Junkie« schrieb. Mein erstes Buch, in dem ich meine eigene Drogengeschichte erzählt habe, von den Anfängen in Erkelenz, einer Kleinstadt nahe der holländischen Grenze, bis hin zu den letzten Jahren, in denen ich schwer heroinabhängig war und gleichzeitig in Hamburg als Journalist gearbeitet habe, unter anderem für »Spiegel« und »Zeit«. Da Andrea N. Inhaberin eines kleinen Buchladens ist, hatte sie durch die Ankündigung des Verlages schon Monate vor der Veröffentlichung von meinem Buch erfahren. »Gratulation, dass Sie zu dieser Aufarbeitung fähig waren und noch mehr, dass Sie jetzt ein Leben ohne Sucht führen«, hieß es in ihrem Brief. »Ich habe viele Jahre geglaubt, dass es auch mein Mann schaffen würde. Leider vergebens. Er hat diese Nächte nicht überlebt.«

Nachdem dann im Frühjahr 2004 »Lass mich die Nacht überleben« erschienen war, haben mir dutzende von Lesern ihre Erfahrungen mit Drogen und Sucht erzählt, in Briefen, E-Mails, privaten Gesprächen und auf Lesungen im ganzen Land. Menschen aller Altersgruppen, aus allen Schichten und Regionen haben mir von ihrer eigenen Abhängigkeit oder der ihrer Angehörigen berichtet, von Alkoholismus, Essstörung, Drogensucht oder Selbstverletzung.

Drogen und Sucht schienen mir mit einem Mal wieder allgegenwärtig. Mein türkischer Gemüsehändler in Hamburg erzählte mir von seinen Erfahrungen mit Heroin, ein

Taxifahrer in Wien, der mich vom Flughafen zu meinem Hotel fuhr, von seinem Opiumkonsum. Und der Trainer in dem Fitnessstudio, in dem ich seit mehr als einem Jahrzehnt trainiere, eröffnete mir, dass er, Anfang fünfzig und Familienvater, seit ungefähr dreißig Jahren jeden Abend kiffte. Ich traf Kollegen aus den Medien und der Werbung, sogar einen ehemaligen Bundesminister, die mir alle von ihren Erfahrungen mit Alkoholismus, Drogenabhängigkeit und süchtigen Familienmitgliedern oder Freunden berichteten. Der Theaterregisseur, der mein Buch für die Bühne adaptierte, der junge Schauspieler, der das Hörbuch las - auch sie haben ihre persönliche Geschichte von Rausch und Sucht. Es sind Erfahrungen, die ihr Leben noch heute beeinflussen. Sucht beginnt weder mit dem ersten Konsum der Droge, noch endet sie nach dem letzten Druck, dem letzten Schluck.

Zwei Jahrzehnte hat meine eigene Heroinabhängigkeit mein Leben geprägt, trotzdem war ich überrascht, wie sehr die Sucht den Alltag vieler Menschen in diesem Land bestimmt, wie häufig das damit verbundene Leid und die Verzweiflung schamhaft verborgen werden müssen und wie schwer es für die Betroffenen ist, sich offen mit der Krankheit auseinanderzusetzen. Sogar diejenigen, die in Lesungen das Gespräch gesucht haben, häufig Eltern, Lehrer oder Freunde von Drogenkonsumenten, haben oft ihr Unverständnis und ihre Hilflosigkeit geäußert und waren in ihrem Denken und Reden über Rausch und Sucht häufig von Vorurteilen und Klischees geprägt.

»Sucht hat immer eine Geschichte« lautet ein Leitsatz der Suchtprophylaxe. In diesem Buch habe ich versucht, einige dieser Suchtgeschichten zu erzählen, unterschiedliche Wege in die Sucht - und manchmal auch wieder heraus. Es wurde eine Reise durch ein suchendes und oftmals süchtiges Land.

Dr. Henrik Jungaberle, Wissenschaftler und Therapeut am Institut für Medizinische Psychologie des Universitätsklinikums Heidelberg, hat als Koordinator der RISA-Studie über vier Jahre die Konsummuster von Benutzern psychoaktiver Substanzen erforscht. Er ist zu sehr differenzierten Ergebnissen gelangt und hat alternative Konzepte für den Umgang mit Konsumenten, für Prävention und Therapie entwickelt. Er hat die Aufgabe übernommen, die geschilderten Einzelschicksale im Gespräch mit mir in einen größeren Zusammenhang zu stellen und die Mechanismen von Rauschmittelkonsum und Abhängigkeit sowie generelle Merkmale von süchtigem Verhalten an diesen Beispielen zu verdeutlichen.

Jörg Böckem

Dezember 2005

Alexander Scheer, 29, Schauspieler aus Berlin

Kinder einer Revolution

Eine Gaststätte im Hamburger Stadtteil St. Georg. In den angrenzenden Straßen offene Drogenszene, Straßenstrich, Cafés und Clubs der Schwulenszene, der Hauptbahnhof und das Hamburger Schauspielhaus. Der Mann, der die Kneipe betritt, fällt auf. Er ist Ende zwanzig, hoch aufgeschossen und nadeldünn. Er trägt eine Sonnenbrille mit großen dunkelbraunen Gläsern und eine Häkelmütze mit Ohrwärmern in braun und orange. Seine dunkelbraune Lederjacke ist zerschlissen, seine Armeehose stammt aus NVA-Beständen. Er sieht sich um. Sein schlaksiger Körper scheint ständig in Bewegung. Ein Auftritt wie in einem Western, wenn der Revolverheld sagt: »Hier bin ich! Es kann losgehen!«

Alle Köpfe im Raum wenden sich ihm zu. Er beherrscht den großen Auftritt. In der vergangenen Nacht hat er den Othello gespielt, in einer gefeierten Inszenierung des Regisseurs Stefan Pucher am Hamburger Schauspielhaus, ist wie ein Derwisch über die Bühne gefegt, um am Ende verausgabt den Jubel zu genießen. Bei all seiner Energie, seinem Verlangen nach Aufmerksamkeit, wirkt er doch unangestrengt und unverstellt. Er ist einer, der sich kopfüber in die Welt wirft, kompromisslos und ohne Zögern.

»He Mann, schön, dass wir uns endlich treffen«, sagt er und nimmt die Sonnenbrille ab. »Ich bin Scheer.« Alexander Scheer ist Schauspieler, er soll die Hörbuchfassung meines Buches lesen. »Dein Buch hat mich sehr an die neunziger Jahre in Berlin erinnert«, sagt er. »Damals haben wir alles an

Drogen genommen, was wir bekommen konnten. Eine großartige Zeit. Zumindest zu Anfang.«

Alexander Scheer wird am 1. Juni 1976 im Ostberliner Bezirk Lichtenberg geboren, er ist das erste Kind und wird das einzige bleiben. Sein Vater arbeitet als Abteilungsleiter im »Rechenzentrum für Datenverarbeitung«; seine Mutter ist Hausfrau, sie strickt Jacken und Pullover, die sie an Nachbarn und auf Märkten verkauft. Einige Jahre nach Alexanders Geburt zieht die Familie nach Friedrichshain, in eine geräumige Dreizimmeraltbauwohnung mit großer Küche, Balkon und Erker. Im Hof vor Alexanders Fenster steht eine Kastanie.

Alexander ist ein guter Sportler, schnell und ausdauernd, sein Sportlehrer würde ihn gerne zum Boxer ausbilden. Aber die Eltern sind dagegen. Auch als Läufer und Springer gehört er zu den Besten an seiner Schule. Nur bei Weitwurf versagt er - die Handgranatenattrappen, mit denen er im Sportunterricht werfen muss, schlagen schon nach zehn Metern auf. Im Ernstfall hätte er wahrscheinlich seine Einheit in die Luft gesprengt.

Alexander liebt Filme, vor allem Science-Fiction-Filme, Western mit John Wayne, Mantel-und-Degen-Filme und »Ein Colt für alle Fälle« im Westfernsehen. Sein Taschengeld trägt er ins Kino. DEFA-Filme, »Winnetou«, »Die Olsen Bande«; eine Vorführung kostet fünfzig Pfennig. An besonders guten Tagen auch mal ein Film aus Hollywood. Aber die sind teuer. Für »E.T.« geht das Taschengeld eines gesamten Monats drauf, 3,20 Mark muss er im Kino »Kosmos« zahlen. Alexander ist wie vernarrt in diesen Film, wieder und wieder sitzt er mit klopfendem Herzen und aufgerissenen Augen im Kino, ungefähr ein dutzend Mal. An den Wochenenden baut er den Kopf des Außerirdischen in Originalgröße nach, sein Vater hilft ihm, sie formen ein Drahtgestell, rühren

Pappmaschee und Latexfarbe an. Aus Knetgummi modelliert Alexander das Gesicht, für die Augen benutzt er die Gläser einer alten Skibrille.

Filme verzaubern ihn. Er klebt sich Bärte an, malt sich Einschusslöcher auf die Stirn, bastelt zusammen mit seinem Vater aus Niveadosen und Holz eine Steinschlosspistole, wie sie in den alten Filmen benutzt wird. Von einem Besuch bei Verwandten in Westdeutschland schmuggelt ihm seine Mutter ein Buch über Special Effects über die Grenze, er vergräbt sich tagelang darin. Er beginnt zu experimentieren, mischt braunen Büroleim mit weißem Puder und rot-weißer Zahnpasta, so lange, bis die zähe Masse die Farbe der menschlichen Haut annimmt. Daraus modelliert er sich eine neue Nase, die täuschend echt aussieht. Zumindest aus einigen Metern Entfernung. Alexander ist ziemlich stolz auf diese Nase.

Er besitzt ein einziges »Donald Duck«-Heft, die sind schwierig aufzutreiben in der DDR. Also beginnt er, selbst Comics zu zeichnen. Später experimentiert er mit Vorlagen für Zeichentrickfilme, zeichnet seine Bilder auf durchsichtige Folien. Auch sein erstes Poster malt er sich selbst, ein Poster von Elvis. Er überträgt das Cover einer Elvis-Platte auf eine Folie, die er von hinten bemalt. Irgendwann werden die Farben klumpig und bröckeln ab, Elvis verliert seine Form. Wie im richtigen Leben.

Alexander beginnt, Gitarre zu spielen, übt die Songs von Elvis, ohne Noten, im Osten kursieren lediglich Fotos von Notenblättern auf Trödelmärkten, unter dem Tisch gehandelt für eine Menge Geld. Also verlässt er sich auf sein Gehör.

Mit ein wenig Fantasie und viel Enthusiasmus kann man beinahe alles erreichen. Und ziemlich viel Spass haben. Eine Lektion, die sein Leben prägen wird.

Am 1. Mai 1987 marschiert die NVA durch die Frankfurter Allee. Alexander hat schulfrei. Er ist elf Jahre alt und steht mit seinen Freunden, allesamt Jungpionieren, in Uniform am Straßenrand und schwenkt Wimpel mit Hammer und Sichel und eine Fahne mit dem Wappen der DDR. Ein japanischer Tourist filmt mit seiner Sony-Kamera die Parade und die Jungs mit ihren Fahnen und Wimpeln. Anschließend zeigt er ihnen die Aufnahme auf dem eingebauten Monitor. Zum ersten Mal sieht Alexander sich selbst in einem Film. »Was ist das denn?« denkt er. »Wie kann der den Film so schnell entwickeln?«

»Das ist Video«, sagt der Japaner und lächelt. Video. Für Alexander klingt das wie ein Zauberwort.

Der Japaner kauft den Jungs ihre Fahnen ab. Er will sie in Ostmark bezahlen, aber sie handeln zehn D-Mark aus, Westgeld, ein kleines Vermögen. Sofort stürmen sie den nächsten Intershop, geben das ganze Geld für Überraschungseier und Milky Way aus. Intershops sind das Größte, ein Schlaraffenland. Dort riecht es sogar anders. So muss der Westen sein. Die Mauer sieht Alexander nur sehr selten. Manchmal spürt er sie. Zum Beispiel wenn er davon träumt, ein Filmstar zu sein. So einer wie die in den Filmen aus Hollywood, denn die Stars der DEFA sind nur wenig glamourös. Aber er hat keine Ahnung, wie das gehen soll. Hollywood liegt im Reich des Bösen. Oder Popstar, aber das ist auch nicht einfacher, vor allem wenn man nicht die Puhdys, sondern Elvis Presley vergöttert. Egal. Alexander weiß, er möchte berühmt werden, Musik machen, Filme drehen, malen. Aber zuerst wird er wohl zur Armee gehen. Und dann wird er sich etwas suchen, irgendeinen Beruf, der mit Musik oder Kunst zu tun hat. Irgendeinen Job bekommt ja jeder in der DDR. Da wird auch für ihn etwas dabei sein. Um die Zukunft macht er sich nur selten Gedanken. Seine Welt ist geordnet.

Im Sommer 1989 verschwindet Alexanders Klavierlehrerin. Einmal die Woche ist er in den vergangenen zwei Jahren zu ihr nach Pankow gefahren. Sie hat ihm Stücke von Bach oder Tschaikowsky vorgespielt, Alexander hat neben ihr gesessen, konzentriert zugehört und genau auf ihre Hände geachtet. Dann hat er die Stücke nachgespielt, aus dem Gedächtnis Fingerstellung und Tonfolgen kopiert, ohne sich mit Noten zu plagen. Als er an einem Mittwoch im August an ihrer Tür klingelt, reagiert niemand. Vergangene Woche hat die Lehrerin ihm ihren Klavierhocker geschenkt. Da hat er sich schon gewundert. Sie hat ihren Termin noch nie vergessen. Später erfährt er, dass seine Klavierlehrerin sich über Ungarn in den Westen abgesetzt hat.

Am Morgen des 10. November 1989 weckt ihn sein Vater mitten in der Nacht. »Alex, aufstehen, die Mauer ist auf«, sagt er aufgeregt. In der Stimme seines Vaters schwingt auch Sorge mit. »Jetzt wird es gefährlich, bald haben wir Kapitalismus, dann geht es nur noch um Geld.« Alexander ist dreizehn. Es ist das Ende der Welt, wie er sie kennt. Mit einem Mal ist alle Ordnung vergangen.

»Das war der Big Bang«, sagt Alexander Scheer heute. Ein Altbau in Berlin Prenzlauer Berg, im Erdgeschoss der Laden eines asiatischen Lebensmittelhändlers, an der Straßenecke die U-Bahn-Station Eberswalderstraße. Er wohnt in der dritten Etage, zwei Zimmer, 68 Quadratmeter. Die Wohnung sieht aus wie eine Trödelmarkthalle oder die Requisitenkammer eines Theaters - voll gestellt mit technischen Geräten und Musikinstrumenten, Gitarren, Trommeln, Monitoren und Stapeln von Schallplatten. In der Ecke ein Klavier, daneben ein Bonanza-Rad und eine Staffelei. Die Bilder an den Wänden hat er selbst gemalt, auf der Toilette starrt einen Al Pacino vom Klodeckel an.

In einem Erker vor dem Fenster zwei Sitzkissen und ein kleiner Tisch - eine kleine Insel inmitten des Durcheinanders. Unter einer Zimmerpalme auf dem Fensterbrett steht E.T.

»Als die Mauer fiel, war ich dreizehn Jahre alt«, sagt Scheer. »Plötzlich war nichts mehr wie vorher. Das ganze Land veränderte sich. Und ich mich auch. Im Frühjahr 1990 kam der Stimmbruch, meine Hormone spielten verrückt und die neunziger Jahre hatten begonnen.« Er drückt seine Zigarette im Aschenbecher aus. Er hat sie bis auf den Filter runtergeraucht. Scheer kostet alles bis zum letzten Zug aus. »Das ist das Besondere an meiner Generation«, sagt er. »Eben waren wir noch Thälmannpioniere mit roten Halstüchern und wollten Kosmonaut werden oder Rockstar, irgendetwas, von dem wir ahnten, dass wir es wohl nie sein würden. Und dann war das ganze Land in Bewegung, ein Volk ging auf die Straße und zwang den Staat in die Knie. Plötzlich gab es Synthesizer, die Rolling Stones, Computer, Haschisch, Techno, Coca Cola, Privatfernsehen und Video. Wir sind Kinder einer Revolution.« Seine Augen leuchten. »Wir hatten keine Ahnung von Sex oder von Rock'n Roll, und von Drogen hatten wir auch noch nie gehört.«

Seinen ersten Joint raucht er mit fünfzehn. Ein Jahr zuvor ist Alexander Scheer an die Händel-Schule gewechselt. Sie galt lange Zeit als Eliteschule, ihr Schwerpunkt liegt auf musischen Fächern. Hier wurden in den vergangenen Jahrzehnten Musiker und Musiklehrer ausgebildet. In der DDR war es üblich, dass jeder Schüler, der eine besondere Begabung zeigte, an eine entsprechende Schule wechselte. Jetzt, nach der Wende, gibt es diese Spezialschulen offiziell nicht mehr. Also ist die Händel-Schule kurzerhand zum Gymnasium umdeklariert worden. Scheer, der neben Gitarre und Klavier mittlerweile auch Schlagzeug spielt, fühlt sich dort wie im Paradies - in jedem Klassenraum steht ein

Klavier, die Jungs tragen mondäne Anzüge und rauchen Pfeife, die Mädchen tragen orientalische Kleider, in den Pausen spielen sie Flöte. Wenn sie über den Schulhof laufen, bimmeln kleine Glöckchen, die an einem Silberkettchen um ihre Fußgelenke baumeln. Noch bevor sein erstes Schuljahr an der Händel-Schule beginnt, kauft Scheer sich seinen ersten Anzug, eine Pfeife und eine Taschenuhr an einer silbernen Kette. Alexander nennen ihn nur noch seine Eltern und die Lehrer an der Schule.

An seinem dritten Schultag hört er aus einem Klassenraum ein Klavier und eine Stimme, die »Rocky Racoon« von den »Beatles« singt. In dem leeren Klassenzimmer sitzt ein Junge am Klavier, er trägt ein grünes Jackett und dazu eine weinrote Hose mit Schlag, sein dunkelblondes Haar ist kurz geschnitten. Als er Scheer im Türrahmen stehen sieht, lächelt er. »Kannst du mir das beibringen?« fragt er. Der Junge heißt Steve Patuta, er ist ein Jahr älter als Scheer. Von diesem Tag an sind die beiden Freunde.

»Zu dir, Alexander, Folgendes«, sagt Scheers Klassenlehrerin zwei Wochen später in scharfem Ton. »Pass auf, mit wem du dich hier anfreundest. Du bist so ein netter Junge. Ich habe gesehen, wie du auf dem Schulhof mit Steve Patuta Pfeife geraucht hast. Das ist kein guter Umgang.« Doch dieser Umgang ist das Beste an der Schule.

Nirgends spürt Scheer die Verwirrung und Angst der Wendejahre, den Verlust von Heimat so deutlich wie in der Schule. Wie geht das, ein neuer Staat werden? Was für eine Schule sind wir überhaupt, Realschule, Gymnasium, Gesamtschule oder was? Wie sollen die selben Lehrer, die noch vor einem Jahr sozialistische Wahrheiten gepredigt haben, die Welt plötzlich neu erklären? Und vor allem: Wie soll man die noch ernst nehmen? Die alten Schulbücher haben ihre Gültigkeit verloren, neue gibt es noch nicht. Nur

einen großen Fotokopierer von Rank Xerox, mit dem die Seiten westdeutscher Schulbücher kopiert werden. Scheers Klassenlehrerin kann noch nicht einmal den Markennamen fehlerfrei aussprechen.

Die Lehrer können keine Fragen beantworten und wissen selbst nicht, wo ihr Platz in diesem neuen Staat sein soll oder ob sie nächsten Monat noch unterrichten dürfen. Die Ersten sind schon wegen ihrer Kontakte zur Staatssicherheit aus dem Schuldienst entfernt worden. Schule ist Zeitverschwendung, uninteressant und unglaubwürdig. Zeit zu verschwenden ist eine Sünde. Die Welt außerhalb der Schulmauern ist viel aufregender. Wozu im Unterricht sitzen, wenn man jeden Tag Filme von Fellini, Godard, Polanski und Scorsese sehen kann? Wenn es jeden Abend LiveKonzerte gibt und Partys in besetzten Häusern und leerstehenden Fabrikhallen? Wenn es stündlich Neues zu entdecken gibt, Musik, Sex, Drogen?

Haschisch ist die erste Droge, die Alexander Scheer kennen lernt. Eine Feier an seiner Schule, einige ältere Jungs aus einer Nachbarschule haben das Dope mitgebracht und drehen den Joint. Früher am Abend hat Scheer mit seiner Band auf der Bühne gestanden. Er spielt Schlagzeug, die Band heißt »Plastic Explosion«, er hat sie gemeinsam mit vier anderen Jungs gegründet, die ebenfalls die Händel-Schule besuchen. Der Name scheint ihnen passend - »Plastic« wie all das Neue aus dem Westen, und »Explosion« wie das, was im Osten passiert ist in den vergangenen zwei Jahren. Wenn sie auf Schulfesten in ihren Anzügen und mit dunklen Sonnenbrillen Coverversionen von den »Rolling Stones« und den »Beatles« spielen, himmeln die Mädchen sie an.

Scheer beobachtet, wie einer der Jungs aus der Nachbarschule einen Joint dreht. Er will auch kiffen,

unbedingt. All die Jungs in den Bands, die er bewundert, nehmen Drogen - die »Beatles«, die »Stones«, Hendrix, »The Velvet Underground«, und die coolen Typen in den Büchern von Jack Kerouac und William Burroughs. Kiffen, das ist es. Nach drei, vier Zügen ist mit einem Mal alles schreikomisch, die Party, die Menschen. Scheer hat Tränen in den Augen. Als das Lachen verebbt, nimmt er die Musik wahr. Er hört sie nicht nur, er spürt sie im ganzen Körper. Es ist, als hätte sich eine Tür geöffnet. Eine Tür, zu der er den Schlüssel jetzt selbst in Händen hält. Scheer spürt, er hat an diesem Tag einen bedeutenden Schritt getan. Auf einem Weg, auf dem die anderen bald folgen werden.

Scheer und sein Freund Steve Patuta stürmen meist vorne weg. Zusammen fordern sie die Welt heraus, jeden Tag aufs Neue. Rennen gegen Wände und übertreten Grenzen. Gemeinsam schwänzen sie die Schule, verwüsten die Turnhalle der Schule. Stehlen nach dem Unterricht in den Läden der Umgebung Zeitschriften, Tiefkühlgerichte und M&M's, um mit den Schokolinsen anschließend Passanten zu bewerfen. Alles ist Herausforderung und Wettstreit - schneller, härter, lauter, um jeden Preis. Wer stehen bleibt, verliert.

In den Monaten, die folgen, bleiben Scheer und Steve immer häufiger dem Unterricht fern. Scheer beginnt, Zigaretten zu rauchen. Als eine Art Training. Damit ihm das Kiffen leichter fällt. Vor der Schule treffen sie sich mit den anderen Kiffern, einer fährt einen alten Mercedes. Bei schönem Wetter hocken sie auf der Motorhaube und rauchen Joints. Das Läuten der Schulglocke hat keine Bedeutung mehr. Während ihre Klassenkameraden in stickigen Zimmern sitzen und Kompositionen von Bach analysieren, liegen sie weggetreten in der Sonne oder reden sich die Köpfe heiß, der Kassettenrecorder im Mercedes spielt »Stairway to Heaven«. Sie sind auf dem richtigen Weg, da ist Scheer ganz

sicher. Malen, schreiben, reden, Musik machen - alles läuft noch besser, wenn er bekifft ist. Die Ideen purzeln nur so durch seinen Kopf, drängen hinaus in die Welt. Der Tag hat zu wenig Stunden für seinen Schaffensdrang. Wenn er im Klassenraum sitzt, holt er dort meist den Schlaf nach, den er in den Nächten zuvor verpasst hat. Zu lernen gibt es dort eh nichts für ihn.

Nachts in den Kellern der besetzten Häusern feiern die Punks, ein paar leere Bierkästen mit einem Brett darüber als Tresen, ein improvisiertes DJ-Pult, abenteuerlich zusammengelötet, der Strom an der Straßenlaterne abgezapft. Künstler aus der ganzen Welt leben und arbeiten in leerstehenden Kaufhäusern, stillgelegten U-Bahn-Schächten und Bauruinen, täglich wird ein neuer Club eröffnet, in einem baufälligen Haus, einer leerstehenden Fabrik, einem ehemaligen Bunker - Tresor, WMF, Toaster, Delicious Donughts, E-Werk. Die Frankfurter Techno-Szene hat Berlin als Spielplatz entdeckt - die Polizei hat den Überblick verloren, tausende junger Menschen sind auf der Suche, sie tanzen zu Techno, später Jungle und Break Beat. Musik, die radikal anders ist als alles zuvor. Berlin ist ein gigantischer Club, und alle sind gekommen, um zu feiern.

Scheer stürzt sich in diese Nächte, hungrig nach Neuem. Und entdeckt Ecstasy. Die Droge scheint auf magische Weise alles zu vernetzen - die Musik, die durch seinen Körper fließt, die Mädchen, die lächelnd über die Tanzfläche schweben, die Jungs, die mit aufgerissenen Augen durch die neue Welt tollen. Berlin ist der aufregendste Ort im Universum.

»Für uns gab es damals keine Grenzen und keine Autoritäten mehr«, sagt Scheer, er sitzt in seinem Wohnzimmer und öffnet eine Flasche Beck's. »Berlin war Paradise City, eine Art rechtsfreier Raum. Schanklizenz,

Behindertenklo, Notausgang - alles scheißegal. Kein Polizist wusste genau, was erlaubt ist und was nicht. Denen aus dem Osten haben wir erzählt, das ist jetzt völlig legal, wir sind jetzt BRD, denen aus dem Westen, das ist O.K., das machen wir im Osten schon immer so.« Unten auf der Straße schrillt eine Polizeisirene, Blaulicht fällt durch das Fenster. »Dann kamen die ersten Love Parades«, sagt er. »Wir haben uns als eine große, durch Musik und Drogen verbundene Gemeinschaft erlebt. In Berlin lief damals alles perfekt zusammen.«

Ein sonnendurchfluteter Frühlingstag 1995. Scheer ist achtzehn Jahre alt. Am Tag zuvor hat er erfahren, dass er die elfte Klasse wiederholen muss. Am Morgen hat er beschlossen, für den Rest des Schuljahres dem Unterricht fernzubleiben. Wenn er eh nicht versetzt wird, welchen Sinn hat es dann noch, Zeit im Unterricht zu verschwenden? Er ist nicht der einzige Schulversager. In seiner Klasse bleiben in diesem Jahr sämtliche Jungs sitzen. Alle haben mit dem Kiffen begonnen in diesem Jahr; haben vorgegeben, zur Schule zu gehen und stattdessen die Tage zgedröhnt verdämmert und die Nächte auf Partys durchgetanzt. Aber so etwas Banales wie Sitzenbleiben passt nicht in Scheers Konzept. Also hört er ganz auf. In dieser Stadt ist alles möglich, wen kümmert da das Abitur? Er will Schauspieler werden. Jetzt mehr denn je. »Wenn du das unbedingt willst, dann mach mal«, sagen seine Eltern. Sie haben schnell begriffen, dass alte Wahrheiten und Konzepte nicht mehr viel bedeuten. Es gilt, seine Chance zu suchen, neue Wege zu beschreiten. Scheers Vater hat seinen Job behalten und sich weiterbilden lassen, seine Mutter einen kleinen Laden für Strickwaren eröffnet. Scheer hat seinen Eltern auch erzählt, dass er hin und wieder einen Joint raucht. »O.K.«, sagt seine Mutter, »Hauptsache, du passt auf dich auf.« Sie traut ihrem Sohn zu, dass der seinen Weg findet in der neuen Welt.

An diesem Tag ist Scheer mit dem Fahrrad unterwegs, Christian, ein Freund, den er ebenfalls an der Händel-Schule kennen gelernt hat, begleitet ihn. Sie trinken Bier, die Sommersonne spiegelt sich in den Flaschen, der Kassettenrecorder spielt »Sky Pilot« von Eric Burdon.

»Jetzt fehlt nur noch was zu kiffen«, sagt Scheer.

»Lass uns zu Keller fahren«, sagt Christian.

Keller, ihr Dealer, wohnt in einem besetzten Haus in Friedrichshain. Er ist Ende zwanzig, fast zwei Meter groß, hat kurzes, schwarzes Haar, er hört Reggae und Dub und trägt eine riesige Brille mit blauem Rahmen. Scheer und Keks haben ihn noch nie außerhalb seiner Küche gesehen. Sie klingeln an der Haustür, Keller schiebt seinen Kopf aus dem Küchenfenster im ersten Stock. Von unten ist nur seine Brille zu erkennen. Er wirft ihnen eine Socke hinunter, in die er den Wohnungsschlüssel gewickelt hat.

Als die beiden oben ankommen sitzt Keller in Hausschuhen am Küchentisch, wie immer. Wahrscheinlich hat er gar keine anderen Schuhe. Keller ist ständig zgedröhnt, wenn er redet, nuschelt er. Aber die Schlüsselworte, die verstehen sie.

»He Keller, was hast du heute im Angebot?« fragt Scheer.

»Hmnn Afgne«, sagt Keller.

»Afghane, Klasse«, sagt Scheer.

»Hmnn Gras.«

»Super!«

»Hmnn Plze.«

»Nee, Pilze heute nicht.«

»Hmnn krsse Pppn.«

»He? Was?«

»PAPPEN!«

»Was? Pappen? Kapiert ich nicht.«

»LSD MANN!«

»Ach LSD! Geil, lass mal sehen.«

Keller verkauft ihnen Yellow Sunshines, ein Quadratzentimeter große Pappplättchen mit LSD beträufelt und einer gel-ben Sonne bedruckt.

In Christians Wohnung schlucken die beiden die LSD-Trips. Nach etwa einer halben Stunde glaubt Scheer, dass der Küchenboden sich windet und schliert, die Sonnenstrahlen zaubern Farbreflexe auf das PVC. Der Kassettenrecorder spielt »Umma-gumma« von Pink Floyd, die Haare auf ihren Unterarmen stellen sich auf. »Mann, ist das geil«, sagt Scheer. Christian starrt ihn mit weit aufgerissenen Augen an, nickt wie in Zeitlupe.

Sie verbringen das gesamte Wochenende in der Wohnung, als die Wirkung verebbt, rauchen sie einen Joint, das Haschisch befeuert das LSD aufs Neue. Ungefähr alle acht Stunden werfen sie Trips ein. Zwischendurch fährt Scheer nach Hause, holt seine Videokamera und seinen Videomischer. Die Geräte hat er von dem Geld gekauft, das er zu seiner Jugendweihe geschenkt bekommen hat. Sie verkabeln die Kamera mit dem Videomischer und verschalten den Mischer in einer Schleife mit sich selbst, so dass er sein eigenes Signal modifiziert. Scheer filmt seine

Hand, die sich langsam von links nach rechts bewegt. Auf dem Videobild schwimmen Farben und Konturen ineinander, so ähnlich wie in seinem von LSD getunten Hirn.

Sie füllen einen Topf mit Wasser. Filmen die Wasseroberfläche. Die ganze Nacht sitzen sie davor, filmen das Wasser durch die unterschiedlichsten Farbfilter. Versetzen die Oberfläche in Schwingung, gießen Spülmittel dazu, Farbtropfen, Öl. Und dokumentieren mit ihrer Kamera versunken jede Veränderung in Struktur und Farbe des Wassers. Sie zünden das Öl an, die Wasseroberfläche ein Miniaturflammenmeer. Dieser Topf ist ihr eigenes Universum, hier sind sie Götter. Die Nacht ist erfüllt von Farben, Licht und Bewegung. An Schlaf ist nicht zu denken.

Seit er nicht mehr zur Schule geht, bleibt Scheer meist bis Mittag im Bett. Am Nachmittag bekommt er Klavierstunden. Manchmal jobbt er, recht Laub auf dem Friedhof, trägt Briefe aus oder steht nachts hinter einem Bartresen. So hat er seinen Führerschein finanziert und sein erstes Auto, einen alten Trabant. Nachmittags trifft er sich mit seinen Freunden. Einige von ihnen tragen jetzt weite Hosen, Kapuzenpullis und Baseballkappen, hören HipHop und gleiten auf Skateboards über die Betonflächen des Hochhausghettos. Ihre Staffeleien sind Brückenpfeiler, Hauswände und Straßenbahnwagen, an die sie nach der Schule ihre tags sprühen. Auch die Drogen sind andere, vor kurzem hat Scheer Speed und Koks kennen gelernt. Die Drogen putschen ihn auf, drehen ihn hoch, er schläft immer weniger. Trifft seine Freunde, hört Platten, nimmt Haschisch, LSD, Ecstasy, Speed und Koks. Macht Musik, dreht Videos, plant das nächste Graffiti oder nimmt eines der Mädchen mit nach Hause. Sie schmieden verwegene Pläne. Eine Fabriketage, in der sie zusammen wohnen, Musik machen, Filme drehen, Bilder malen, das wäre es. Eine Art Factory, so wie die von Andy Warhol in New York in den Sechzigern. Sie

ziehen zgedröhnt durch Ostberlin, inspizieren leere Fabrikhallen, feiern Partys auf Hausdächern.

Im Sommer, wenn die Touristen in Berlin einfallen, fliehen Scheer und seine Freunde aus der Stadt. Außerhalb von Berlin finden Partys statt, auf Feldern oder stillgelegten Truppenübungsplätzen - Techno, Drogen und überall lächelnde Menschen, die in den Sonnenaufgang tanzen. Scheer und seine Freunde sind LSD-Kosmonauten, erforschen die unendlichen Weiten des Drogenrausches. Das ist Leben, denkt Scheer. So intensiv und aufregend wie nie zuvor. Und auch später nie mehr.

Nach einer Ecstasy-Nacht sitzt er in einem Baum, beobachtet Schmetterlinge. Den Jungen neben ihm, Andre Jagusch, hat er in der Nacht zuvor kennen gelernt. Andre jobbt als Filmvorführer in einem Berliner Kino. Die beiden haben gerade einen LSD-Trip eingeworfen, reden über Kino, ihre Lieblingsfilme, Schnitttechniken, Kamerafahrten. Erzählen von ihren ersten eigenen Filmen. Und beschließen, eine Filmproduktionsfirma zu gründen. Wenige Tage später entsteht »Nine O’Clock Pictures«. Christian und Steve sind mit dabei, Scheers Freunde von der Händel-Schule und Mirco Dzikanski, ein aufgedrehter Junge mit einer Vorliebe für Kleidung aus den siebziger Jahren, Plateauschuhe, große Brillen, Hosen mit Schlag und schreibunte Pullis mit Rollkragen.

Gemeinsam drehen sie an einem Abend ihren erster Kurzfilm, »American Showdown 1«, in derselben Nacht geschnitten. Eine Minute Action, Verfolgungsjagd und Schusswechsel, mit bescheidenen Mitteln und viel Begeisterung in Szene gesetzt. Die Kamera wird zu ihrem ständigen Begleiter, neben inszenierten ActionSequenzen und psychedelischen Bildkompositionen filmen sie vor allem ihren Alltag, die Partys und Konzerte, die sie besuchen, das

Leben in den Clubs und auf den Straßen Berlins, die Auftritte mit der Band, die Tage und Nächte auf Droge. Sie spüren, dass sie etwas Außergewöhnliches erleben. Sie sind an einem besonderen Ort, zu einer besonderen Zeit. Ein ganzes Land ändert sich, Lebensläufe werden umgeschrieben. Und sie sind Teil dieser Veränderung, ihre Generation steht im Mittelpunkt von all dem. Das müssen sie festhalten, bewahren. Außerdem hilft ihnen die Kamera, zu verarbeiten. So vieles geschieht so schnell, möglich, dass ihnen etwas entgeht, wenn sie nicht alles festhalten.

Manchmal allerdings wird es Scheer zu viel. Die Nächte auf Speed und Kokain sind ein großer Spass, alle reden durcheinander, begeistern sich, machen Pläne. Aber auch wenn die Party vorbei ist, geht der Trubel in seinem Kopf weiter. Die Droge gönnt ihm keine Ruhe, sie hat sich in seinem Körper festgebissen, reißt ihm die Augen auf, Arme und Beine zucken, ohne Chance auf Schlaf wälzt er sich über Stunden in seinem Bett. Am nächsten Tag fühlt er sich ausgehöhlt, kraftlos, stumpf. Ein hoher Preis für die Party, denkt er immer häufiger - Speed und Koks, damit muss man dosiert umgehen.

Zu viele dieser toten Tage kann und will er sich nicht leisten. Er spielt mittlerweile im TIK, einem Off-Theater, die Gagen sind miserabel. Aber es ist sein erstes, bezahltes Engagement. Die Erfüllung seines Lebenstraums rückt näher. Am Theater hat er sich in ein Mädchen verliebt, ebenfalls eine Schauspielerin. Wenn sie nicht spielen, verbringen sie ganze Tage gemeinsam im Bett, hören Musik, schauen »Star Trek« und kiffen, oder sie sehen sich Stücke auf den zahlreichen kleinen Bühnen in Berlin an. Scheer verbringt viel Zeit im Theater und mit den Menschen dort. Drogen spielen hier keine große Rolle. Er wird zu einem Wanderer zwischen den Welten.

Kurz darauf erfährt Scheer, dass eine Werbeagentur für eine Videoproduktion Statisten für eine Clubszene sucht. Das Casting findet in einem Club statt. Scheer, Andre, Christian, Steve und Mirco werden sofort gebucht. »He, ihr seht echt cool aus in euren Anzügen«, sagt einer der Schauspieler dort. »Warum macht ihr nicht ein paar Fotos und bewirbt euch bei Agenturen?«

In der darauf folgenden Woche klauben Scheer und seine Freunde alte Fotoapparate aus der DDR zusammen, die in den Kellern ihrer Eltern verstauben, klauen in den Secondhandläden Anzüge und Hemden, rauchen Joints, trinken Bier und schießen Bilder, die sie selbst entwickeln. Mit diesen Fotos bewerben sie sich bei Casting-Agenturen. »Type Face«, die Agentur eines Fotografen, der nachts als Türsteher im Techno-Club »E-Werk« jobbt und dort die hübschesten Mädchen und lässigsten Jungs für seine Kunden rekrutiert, nimmt sie in ihre Kartei auf. Scheer bekommt die ersten Statistenrollen, Auftritte in Werbespots für Waschmaschinen und eine Bausparkasse folgen.

Im August 1996 läuft »Trainspotting« in den deutschen Kinos. Der Film erzählt von einer Hand voll Junkies in Schottland, rasante Bilder, lässige Jungs, schöne Mädchen, coole Dialoge und ein knalliger Soundtrack, Iggy Pop, Lou Reed, Primal Scream, allesamt ebenfalls frühere Junkies. Heroin verbreitet sich in den kommenden Wochen und Monaten wie ein Grippevirus. Doch dieses Mal rennt Scheer nicht vorne weg. »Bisher war ja alles cool«, denkt er, »aber jetzt muss mal einer den Kopf klar behalten und aufpassen.«

Trotzdem, einmal Probieren kann ja nicht schaden. Alles ausprobieren, Erfahrungen machen, keine Gelegenheit auslassen. So lebt er seit Jahren. Außerdem will er sie kennen lernen, diese Droge, die das Leben einiger seiner Freunde bestimmt. Im Januar 1997 sitzt Scheer bei Hinze auf

dem Sofa. Hinzes Wohnung ist der Treffpunkt der Junkie-Szene, auch einige von Scheers Freunden gehen dort ein und aus. Einer von ihnen wohnt sogar dort. Die Wohnung ist verwahrlost, in der Küche schimmelt das schmutzige Geschirr, im einzigen Zimmer stapelt sich der Müll. Blutflecken und Brandlöcher überall, in der Luft liegt ein atemraubender Geruch - Schweiß, Alkohol, Verwesung, Blut und abgestandener Zigarettenrauch.

Scheer kennt Hinze flüchtig, hin und wieder haben die beiden auf einer Party zusammen Kokain oder Speed geschnupft. Hinze ist ein hoch gewachsener Junge, der nur weiße Kleidung trägt. Er war mal ein begnadeter Graffiti-Sprayer. Das ist noch kein Jahr her, scheint aber in einem anderen Zeitalter gewesen zu sein. Jetzt sieht Hinze aus wie abgestorben. Seine Haut ist bleich, seine Augen sind stumpf und wässrig. Er malt nicht mehr, geht nicht mehr auf Partys. Verdämmert den Tag in der zugemüllten Wohnung, geht nur noch vor die Tür, wenn die Heroinvorräte zur Neige gehen. Wenn er seine Dosis nicht bekommt, bricht ihm der Schweiß aus, Krämpfe in seinem Magen, Durchfall martert seinen Darm. So stellt sich Scheer das Leben nicht vor.

Scheer häuft etwas von dem braunen Pulver auf ein Stück Aluminiumfolie, rollt einen Zwanzig-Mark-Schein zu einem Röhrchen, steckt den Geldschein in den Mund und nimmt dann die Alu-Folie in die linke Hand. Mit der rechten führt er ein brennendes Feuerzeug darunter, langsam und vorsichtig, bis die Hitze das braune Pulver zu einem dampfenden Brei verschmilzt. Atmet den Rauch ein, zieht ihn tief in seine Lunge. Gemeinsam rauchen sie ein halbes Gramm Heroin. »Geiles Gefühl«, denkt Scheer. Alle Konturen verblassen, verlieren ihre Schärfe. Den Müll und den Dreck in diesem Zimmer nimmt er noch wie aus weiter Ferne wahr, das hat nichts mit ihm zu tun, berührt ihn nicht. Entspannt streckt er sich auf den fleckigen Matratzen aus.

Versinkt darin wie in warmem weichem Wasser, das ihn umfließt und trägt.

Stunden später steht Scheer auf und verabschiedet sich. Am nächsten Tag hat er eine Vorstellung am Theater, da muss er wieder auf den Beinen sein. Irgendwo in Scheers Kopf gibt es eine Stimme, die sich nicht einlullen lässt vom Heroinrauch. Die laut und vernehmlich »Vorsicht!« sagt. Sicher, Drogen sind ein Teil seines Lebens, aber sie illuminieren die Tage und Nächte, sind Treibstoff, Inspiration. Eine Droge, die sein Leben beherrscht und verdunkelt, ist nicht das, was er sucht. Drogen nehmen, sich berauschen, sicher; aber abhängig sein, nein, das nicht. Wo bleibt da der Spass?

Im Februar 1997 wird in Berlin die »Goldene Kamera« verliehen. Eine große Gala im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt, das Haus ist umlagert von Kamerateams und jungen Mädchen. Die »Backstreet Boys« werden erwartet, sie gehören zu den Preisträgern. Scheer, Steve, Andre und Mirco sind nicht eingeladen. Trotzdem, irgendwie müssen sie da rein. Nur haben sie dieses Mal keine Idee, wie sie das anstellen sollen. Sich gratis in Konzerte und Kinos oder ohne Einladung auf exklusive Empfänge und Partys schleichen haben sie zur sportlichen Disziplin kultiviert. »Ruppen« nennen sie das, der Ausdruck stammt aus der Szene der Autogrammsammler. Eigentlich bedeutet er stehlen.

Scheer und seine Freunde tragen bunte Anzüge mit Schlag, dazu riesige Sonnenbrillen und Hemden mit großem Kragen. Sie haben immer Drogen in den Taschen und sind meist zu viert unterwegs. Wie die »Beatles«.

Ein Mädchen hält die vier Jungs in ihren Anzügen irrtümlich für die »Backstreet Boys«. Sie beginnt zu kreischen und

deutet auf die vier. Plötzlich rennen zweihundert Mädchen in ihre Richtung, Scheinwerfer leuchten auf. Die Jungs treten die Flucht an, rennen in Richtung Notausgang. Der Ordner erkennt ihre Bedrängnis, reißt geistesgegenwärtig die Tür auf und wirft sie hinter ihnen wieder zu. Ein erster Moment als Popstar.

Es fällt den Jungs nicht immer so leicht, in die Hotels und Hallen zu gelangen. Aber es gelingt ihnen immer. Bei der Eröffnung des Hotel Adlon zum Beispiel ist sogar der Kanzler eingeladen, alle Eingänge sind abgeriegelt. Aber die Bauarbeiten sind noch nicht abgeschlossen, das Geschirr wird draußen in einem Innenhof gespült. Scheer und seine Freunde balancieren über eine Mauer in diesen Innenhof, in drei Metern Höhe, über die Köpfe des Küchenpersonals hinweg. Sie fühlen sich wie Ninjas, geschickt, unsichtbar. Als niemand hinsieht, schlüpfen sie in das Hotel. Die exklusivste Veranstaltung der ganzen Stadt, und sie sind dabei. Rauchen auf dem Klo ihre Joints und werfen ihre Ecstasy-Pillen ein. In einem Vorraum dreht ihnen ein livrierter Schwarzer den Wasserhahn auf und reicht ihnen ein Handtuch, neben dem Waschbecken stehen Flakons mit Parfum von Calvin Klein und Hugo Boss. Am Ende des Abends befinden sich all diese Flakons in den Taschen der vier.

Die neunziger Jahre sind voll von solchen Veranstaltungen. Scheer und die anderen Jungs von »Nine O’Clock Pictures« sind meist dabei, essen das Buffet leer, trinken Wein und amüsieren sich. Und das alles gratis. Die Kamera haben sie immer dabei. Sie dokumentieren, wie sie durch Toilettenfenster einsteigen, sich durch Dienstboteneingänge schleichen, tanzen, trinken und kiffen. Auf einem Empfang reden die Jungs völlig zugehörnt minutenlang auf Eberhard Diepgen ein, bei Premierenpartys stößt Scheer mit Jürgen Vogel und Otto Sander an, und während einer Gala